

Ludwig Wittgenstein oder die Zukunft der religiösen Rede

Zum 50. Todestag Wittgensteins, des Autors des «Tractatus» und der «Philosophischen Untersuchungen», am 29. April 1951: Eine kurze Würdigung des Philosophen, dessen Texte auch heute noch voller theologischer Entdeckungen sind.

Philipp Stoellger

Ludwig Josef Johann wurde 1889 als jüngstes Kind des schwerreichen Stahlindustriellen Karl Wittgenstein geboren. Vater Wittgenstein war einer der wichtigsten Protagonisten der Gründerzeit Wiens: ein «absoluter Vater», ähnlich dem Kafkas. Seine Kinder «genossen» daher eine entsprechend ambitionierte Erziehung – Ludwig als Ingenieur –, und alle legten dabei besondere Begabungen an den Tag, wie es sich eben gehörte. Aber drei von Ludwigs Brüdern quittierten ihr Leben mit Selbstmord, an den schliesslich auch er zeitweise dachte.

Wien und der Weltuntergang

Sein Horizont, Wien um 1900, war das Labor der Moderne, eine «Versuchsstation des Weltuntergangs», voller Widersprüche und neuer Möglichkeiten. Die Wittgensteins schätzten ihre jüdische Herkunft, trotz aller Assimilation des Wiener Judentums. Dieses jüdische Pendant zum Kulturprotestantismus teilten sie mit arrivierten Vertretern der Wiener Kultur wie Kraus und Freud oder Zweig und Schnitzler, im Unterschied etwa zu Herzl, der zur selben Zeit den Zionismus begründete.

Es war eine ganz ungewöhnlich kreative Atmosphäre, in der sich die Anfänge der modernen Kultur wie in einem Treibhaus entwickelten, in Architektur wie

Malerei, Musik und Literatur, Politik wie Ökonomie oder Physik und auch in der Philosophie. Die bedrängende kulturelle Fülle provozierte produktive Hemmungen, ein Zögern und Zweifeln an den Grenzen der Sprache, wie in Kraus' so kultivierter wie radikaler Kulturkritik, einer Kritik an den überbordenden Ornamenten Wiens und dem manierten Feuilletonismus. Die Literatur musste erst durch das Nadelöhr der Sprachkritik wie im Schweigen des späten Hofmannsthal – und nicht anders erging es der Philosophie. So wurde die Kritik der Vernunft zur Kritik der Sprache. Auf der Reise zu den Grenzen der Sprache suchte sie die Grenzen der Welt.

Auf diesem Weg von Nietzsche zu Wittgenstein war ein anderer Wiener, Fritz Mauthner, schon so weit gegangen, dass alle Erkenntnistheorie Sprachkritik sei. Philosophie könne niemals über eine bildliche Darstellung der Welt hinaus gelangen. Und die Sprache sei eine gesellschaftliche Spielregel, Ausdruck einer Lebensform und Sensorium einer Kultur. Der «Glaube an die Logik» dagegen sei nur «ein theologischer Glaube». Aber dennoch sei die Logik das «Schema unseres Denkens und Sprechens». Daher pries Mauthner das Schweigen als «erlösende Tat».

Auf diesem Weg ging der junge Wittgenstein weiter, allerdings auf sehr eigene Art. So entdeckte er beispielsweise im Zuge der damaligen Kierkegaard-Renaissance in dessen existentieller Skepsis den religiösen Grund einer ethisch motivierten Sprach-

kritik. In Auseinandersetzung mit Frege und Russell versuchte er mit kopernikanischem Gestus in seinem «Tractatus» (1919, gedruckt 1921) die Grenzen des Sagbaren zu definieren – also nicht weniger als die Grenzen der Welt. Der Rest sei Schweigen, wie schon die Mystik meinte. Angesichts der grossen Fragen und letzten Gewissheiten versagen die Worte. Warum schrieb er dann? Vielleicht hätte er mit Karl Kraus geantwortet: «Warum schreibt mancher? Weil er nicht genug Charakter hat, nicht zu schreiben.»

Zurück zur Philosophie

Beim Schweigen blieb es nicht. Sein Leben ging weiter, nach dem «Tractatus» mit dem Übergang ins praktische Leben als Volksschullehrer, danach zeitweise als Gärtner und als Architekt. Aber er kehrte noch einmal – als ein anderer – zurück in die Welt der Philosophie, nicht nach Wien allerdings. Seit 1929 war er Fellow, 1939–47 Professor am Trinity College in Cambridge. Dort wie in Wien träumten allerdings viele lieber weiter von reiner Empirie und exakter Logik und pflügten diesen dogmatischen Schlummer trotz aller Sprachkritik. Wittgenstein selber warf die Leiter des «Tractatus» fort und wagte den Sprung in die natürliche Sprache. In Aphorismen traktierte und therapierte er die Philosophie. Und diese Aphorismen, allen voran die «Philosophischen Untersuchungen» (in Arbeit ab 1936, gedruckt 1953) und «Über Gewissheit» (1949–51, gedruckt 1959), sind voller philosophi-

scher und auch theologischer Entdeckungen. Nicht auf alte Fragen von neuem Antworten zu geben, sondern neue Fragen zu entdecken, ist deren Stärke – mit dem Risiko, noch keine Antworten zu kennen.

Um nur zwei Beispiele zu geben: «Das Christentum ist keine Lehre, ich meine, keine Theorie darüber, was mit der Seele des Menschen geschehen ist und geschehen wird, sondern eine Beschreibung eines tatsächlichen Vorgangs im Leben des Menschen. Denn die «Erkenntnis der Sünde» ist ein tatsächlicher Vorgang, und die Verzweiflung dergleichen und die Erlösung durch den Glauben dergleichen.» «Das Christentum gründet sich nicht auf eine historische Wahrheit, sondern es gibt uns eine (historische) Nachricht und sagt: jetzt glaube! ... Hier hast Du eine Nachricht – verhalte Dich zu ihr nicht wie zu einer anderen historischen Nachricht! Lass sie eine ganz andere Stelle in Deinem Leben einnehmen.» Was das bedeuten könnte, formulierte er in Gleichnissen und Metaphern: «Die Religion ist sozusagen der tiefste ruhige Meeresgrund, der ruhig bleibt, wie hoch auch die Wellen oben gehen.» Wie nach der Sprachkritik noch religiöse Rede möglich sein mag, deren Grenzen und Gründe auszuloten, dazu bedarf es wie einst der Kant-, heute der Wittgenstein-Lektüre. «Wenn Herr N. N. stirbt, so sagt man, es sterbe der Träger des Namens, nicht, es sterbe die Bedeutung des Namens», notierte er einmal. Die Grenzen seiner Bedeutung sind jedenfalls längst noch nicht erreicht. ■